

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 49.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

1882.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(22. Fortsetzung.)

Mit einem Schreckensschrei fiel ihm Gretchen in die Arme. Das war ein zu schwerer Schlag für die Ärmste, ihr Denken unterlag einer Ohnmacht, aus der sie Doktor Wolfgang endlich wieder aufrichtete. „Mein guter Vater zum Zuchthaus verurteilt!“ stöhnte sie. „Warum läßt Gott so Schreckliches über uns kommen? Ach könnte ich sterben! ... Ich ertrage diese Schmach nicht!“

„Das heißt so viel, als du fügst dem Urteile, das ihn getroffen, ein noch viel härteres hinzu... Du schämst dich seiner? Gretchen, von dir hätte ich solche Lieblosigkeit nicht erwartet. Dasselbe Kind, das der von seinen Freunden erwartete Mann mit vollem Vaterherzen liebte, dessen einzige Freude dies Kind war, erträgt die Schmach nicht, die des Vaters Verurteilung zum Zuchthause über es bringt!“

„Nein, nein, das habe ich nicht gemeint!“ rief das junge Mädchen außer sich. „Du weißt es ja, Wolfgang, wie sehr ich ihn liebe... Du weißt es. Ich möchte für ihn sterben, wenn ich ihn retten könnte.“ Schwere Tränen rollten über Gretchens Wangen.

„Beruhige dich, Kind, beruhige dich. Der Schreck wirkte dich, ich weiß das ja, denn ich kenne dich, und das ist genug. Sieh dich nicht widerstandslos dem Kummer hin, auch er ist zu beschwören, wenn wir die Mittel ergreifen, welche in unserer Hand stehen. Höre mir aufmerksam zu, und du wirst finden, daß es töricht wäre, zu verzagen, wo die Möglichkeit zu helfen vorhanden ist. Daß du mich heute hier siehst, hängt genau mit dieser Hilfe zusammen. Morgen früh reißest du mit mir ab. Ich bringe dich nach Celle in das Pensionat der Madame Burleigh, du findest dort eine Anzahl junger Mädchen, mit denen du die Unterrichtsstunden, wie auch die Erheiterung teilen wirst, was beides für dich besonders notwendig ist. Madame Burleigh ist eine englische Dame, die ich in London kennen lernte, als ich Assistenzarzt im Guy-Hospital war, und ich bin überzeugt, daß sie dir gefallen wird, denn ihr Benehmen ist ein sehr freundliches. Sie ist eine Frau von feiner Bildung. Warum ich gerade ein Pensionat in dieser kleinen Mittelstadt für dich gewählt habe, wird dir einleuchten, wenn ich dir sage, daß Madame Burleigh die Schwester des

Zuchthausdirektors ist, was, gut benützt, für deinen Vater von großem Vorteil sein kann. Ah, Kind, durch diese gütige Dame kann eine geheime Verbindung zwischen dir und deinem Vater möglich gemacht werden, ja sein Schicksal dürfte vielleicht, wenn alles sich günstig gestaltet, eine unerwartete Aenderung erfahren... man muß immer das Beste hoffen. Die Zukunft ist nicht berechenbar, niemand weiß, welche Zufälle sich in unser Leben mischen und diesem eine total andere Richtung geben können.“

Gretchen schwieg beharrlich, ihr Gesicht drückte eine bedeutende Spannung aus.

„Du hast keine Antwort für das, was ich dir jetzt vorstellte?“ fragte Doktor Wolfgang etwas pikirt.

„Nein,“ sagte sie nach kurzer Pause. „Versteht es sich nicht von selbst, daß, was an mir liegt, alles geschehen wird, um meinem armen Vater zu helfen? Daran hättest du nicht zweifeln sollen, das tut mir weh.“

„Das wäre also abgemacht, wir haben morgen noch viel Zeit, die Einzelheiten zu besprechen,“ äußerte jener. „Und hier etwas dich Erheiterndes. Dies... ich gehe zum Ueber-Meier.“

Erheiterndes war es wirklich. Eugen, ihr Retter vom Feuer- oder Erstickungstode hatte ihr geschrieben, sie konnte kaum den aufgeschlagenen Brief in den Fingern halten, so bebten diese wie krampfhaft von der Freude. Seit zwei Jahren hatte er ihr kein Lebenszeichen von sich gegeben und nun auf einmal sah sie ein solches in ihren Händen.

Es war eine lange Epistel, die er ihr geschrieben, in der er all sein Leid ihr schilderte.

Dies fing mit dem Ausbruch der Blatterkrankheit an, mit der er von ihr beim Heruntertragen auf der Leiter angesteckt worden war, und wie der wilde Fieber-Paroxysmus, der seine Krankheit so furchtbar gemacht hatte, daß man ihn für unrettbar verloren gehalten, endlich von ihm wich, aber er so tödlich geschwächt sich fühlte, daß er lange, lange Zeit bedurfte, ehe er wieder zu seinen Arbeiten im Laboratorium zurückkehren, jedoch nur wenig schaffen konnte, weil ihm die Kräfte mangelten. Da hatte ihm Doktor Wolfgang Seebäder verordnet, und diese halfen ihm wieder auf. Ein Blick in seinen kleinen Handspiegel

stößte ihm aber Entsetzen vor sich selbst ein; sein von Pocken-gruben zerrissenes Gesicht hätte abscheulich ausgesehen, bemerkte er mit unterstrichenen Worten. Seine jungen Freunde, die früher so fröhlich zu ihm gehalten, wären ihm aus dem Wege gegangen und fern geblieben, obwohl sie gewußt, auf welche Weise er zu dem Unglück gekommen sei. Diese Bemerkung habe ihn tief traurig gemacht und er hätte zu sterben gewünscht; Doktor Wolfgang aber wäre in diesem großen Kummer ein Beistand ohnegleichen für ihn gewesen. Wenn auch die Spur der Verwüstung, welche die schreckliche Krankheit bei ihm hinterlassen habe, nicht verschwunden sei, so träte sie jetzt doch immer mehr und mehr zurück; die lebhafteste Gesundheitsröte, deren er sich jetzt erfreue, ließe sie weniger auffallen.

„Und du wirst gewiß lachen, du kleiner, herziger Hausengel, daß ich dir die wichtige Mitteilung mache, wie wunderbar schön ich zu werden die Ehre habe . . . ich bekomme einen Bart und zwar einen von aller schönsten Couleur . . . rot, fuchsfeuerrot. Für jetzt sieht er zwar noch sehr semmelfarben aus, aber Doktor Wolfgang versichert mir, ich könnte bald stolz auf diesen mir von der gütigen Mutter Natur zugewendeten Goldschnitt werden. Ich habe in meinem ganzen Leben . . . und jetzt gehe ich ins einundzwanzigste Jahr, bedenke das wohl und habe zugleich ungeheuren Respekt vor mir, denn ich bin nicht mehr Lehrling, sondern zum Provisor befördert worden, und das will was sagen . . . nie so oft in den Spiegel gesehen, als jetzt an einem einzigen Tage meiner . . . Knospenden Schönheit willen. Freue dich mit mir!“

In des jungen Mädchens Herz und Gemüt war die Fröhlichkeit so stark vertreten, daß es nie eine Gelegenheit ungenützt vorübergehen ließ, wo es herzlich lachen konnte, und deshalb gab sie sich diesem Vergnügen jetzt auch ganz ausschließlich hin zu Ehren des guten Jungen, dessen heitere Mitteilung über sein Bartglück ihr so wohl gefiel, daß es die Schatten des Kummers für eine Weile in den Hintergrund drängte. Wenn nur die Amme etwas weniger hölzern gewesen wäre! Aber das war sie leider nicht, sie hatte von Phantasie keinen Anhauch. „Rot . . . fuchsfeuerrot . . . da wird er erschrecklich dumm aussehen,“ lachte sie plump. Gretchen küßte sich tief verletzt, sie war so heiter über diesen natürlichen Schmuck, zu dem Eugen die beste Aussicht hatte, und nun erlaubte sich die Amme eine solche alberne Bemerkung! Indes ging das ohne weiteren Ärger für heute Abend vorüber, man hatte für den kommenden Morgen, wo der Abschied stattfinden sollte, gar zu viel zu denken. Und am Morgen, als der Ueber-Meier die grauen Sennerpferde hatte einspannen lassen, ging das Abschiednehmen rasch vor sich. Gretchen wurde wie vom Winde fortgeweht, von hinten geführt. Als sie die von Tränen nassen Augen nach ihren guten Freundinnen zurück richtete, sah sie diese wohl noch an der großen Haustüre stehen und ihr nachschauen, aber es kam ihr nicht anders vor, als verschwänden sie vor ihren Augen in der Ferne, und so war es auch, nur mit dem Unterschied, daß des Ueber-Meiers kräftige Graue wie von Zurien getrieben die gute Straße entlang brausten und das große Gehöft immer mehr und mehr aus der Scheweite entwand. Nach drei Stunden hatten sie das Wirtshaus an der Straße erreicht, wo Doktor Wolfgang ein Gespann und Geschirre aus Hildesheim gestern Nachmittag eingestellt hatte. Schnell wurde das ausgeruhete Gespann vorgelegt und nach herzlichem Abschiede ging die Fahrt nach Celle, während der Ueber-Meier nach seinem heimischen Gehöft zurückfuhr.

Endlich am Spätnachmittage erreichte Doktor Wolfgang mit Gretchen die freundlich gebaute Stadt Celle. Er gewahrte wohl, wie in dem Gesichte des jungen Mädchens der Ausdruck von Angst sich markierte und es sich dicht an die Amme drängte, als bedürfe sie deren Schutz, da diese ihren herumglozenden Augen freie Bahn ließ und sich alles gründlich ansah, was sich beim Durchfahren der sauber gehaltenen Gassen ihr zeigte.

„Dort . . . das große Gebäude mit dem viereckigen Turme ist wohl das . . . Zuchthaus?“ fragte Gretchen halblaut.

„Weiß nicht . . . es kann aber möglich sein,“ lautete die Antwort.

„Es ist das Rathaus, Kind,“ berichtete der vor ihr sitzende Doktor Wolfgang, der Frage und Antwort gehört hatte: „Das Zuchthaus befindet sich außerhalb der Stadt.“

Ein hörbar tiefer Atemzug des jungen Mädchens deutete an, daß es sich ein wenig erleichtert fühlte.

„Wir werden bald an Ort und Stelle sein,“ setzte der vorige hinzu.

Ueber den Markt hinweg eine lang sich deh nende aber sehr freundlich sich präsentirende Gasse rollte der Wagen vor ein zweistöckiges Haus, aus dessen einem geöffneten Fenster des ersten Stockwerks zwei Damen, eine ältere und eine junge, ihnen „Willkommen“ zuriefen.

„Madame Burleigh und ihre Tochter,“ flüsterte Doktor Wolfgang Gretchen zu. „Du wirst sie beide sehr liebenswürdig finden.“

Ehe Gretchen noch, von Wolfgang unterstützt, den Wagen verlassen konnte, stand Sally schon, die Arme nach ihr ausbreitend neben demselben und rief dem jungen Arzte zu: „Mein Herr Aesculap, ich habe die Vorhand, verstanden? Kommen Sie getrost in meine Arme, Fräulein, ich schütze Sie mit Blut und Leben.“

Und Gretchen leistete dieser Aufforderung sofort Folge.

„Ich werde mich rächen, Miß Sally, fürchterlich rächen,“ lachte Doktor Wolfgang ihnen nach, als sie mit einander die Treppe zur Wohnung hinauf liefen. Die Sachen waren bald vom Wagen abgepackt und als der Doktor endlich auch hinauf kam, begleitet von der Amme, die ein ganzes Sammelfurium kleiner Bäckerei hinter ihm drein schleppte, fand er Gretchen zwischen Madame Burleigh und deren Tochter sitzen. „Doktor, Sie haben uns da ein wahrhaft liebenswürdiges Kind gebracht,“ sagte die ältliche Dame. „Es wird mit uns bald ein Herz und eine Seele werden, denke ich.“

„Ich bezweifle das nicht im geringsten, Madame, denn ich gehe ja nur mit liebenswürdigen Personen um und daher ist es sehr natürlich, wenn Sie meine Empfehlungen als ausgezeichnet finden.“

Da der Abend allmählich im Borrücken war, so wurde das Auspacken auf morgen früh verschoben und man nahm in einem großen Zimmer der von einem sehr umfangreichen Obst- und Blumengarten begrenzten Rückseite des Hauses den Thee ein. Freilich war es hier etwas anderes als beim Ueber-Meier, wo jeder frei von der Leber herunter sprach, in dieser Damengesellschaft herrschte eine andere Unterhaltungsweise, obwohl sie eine lebhaftere, heitere war. Gretchen hatte nur eine Befürchtung, nämlich die Rede, die so mancherlei Gegenstände berührte, könne auch auf ihres Vaters unglückliches Schicksal kommen; aber diese Furcht war vergeblich gewesen, auch nicht mit einer Silbe geschah eine Erwähnung dieser traurigen Tatsache. Gretchen konnte aus der Unterhaltung doch über die Verhältnisse der Madame Burleigh hin und wieder etwas erfahren. Diese Dame und der Zuchthausdirektor waren Geschwister, ihre Eltern Hannoveraner. Er hatte den Militärstand gewählt und als tapferer Offizier unter Wellington die Charge eines Majors erworben, aber diese Laufbahn machte ihn durch verschiedene schwere Verwundungen frühzeitig zum Invaliden, dem man zur Belohnung für seine guten Kriegsdienste das Direktorat des Celler Zuchthauses überwies. Diese Stellung war keine besonders angenehme für den damit Belohnten, da sie mit vielen ärgerlichen Vorkommnissen verbunden war, indes der neue Direktor gehörte zu den harten, militärischen Charakteren, die, was nicht in Güte sich fügt, mit Gewalt durchführen. Seitdem Major von Grote an der Spitze dieser Staatsanstalt stand, ging daselbst alles in geregelter Weise, er wußte die Beamten in Respekt zu halten. Im Verlaufe der Zeit, als seine Gattin gestorben und ihm drei Kinder zur Erziehung geblieben waren, empfand er es schwer genug, wie sein Leben verödet und welche bedeutende Aufgabe ihm hinsichtlich der Kinder oblag. Der Mann war ein süßer Kern in rauher Schale, seine Kinder lagen ihm mehr als alles am Herzen, sie galten ihm als heiliges Vermächtnis der ihm vom Tode entriessenen unvergeßlichen Gattin. Der Versuch, eine Gouvernante für seine beiden Mädchen anzunehmen . . . der Sohn hatte in einem Institute in Han-

nover Unterkommen gefunden, wo er für die militärische Laufbahn geschult wurde. . . fand seine Zufriedenheit in nur sehr geringem Grade, indes er mußte sich dazu entschließen, es ließ sich vorderhand nichts anderes tun, indes, nachdem kaum zwei Jahre vergangen waren bot ihm das Schicksal selbst eine Veränderung, an die er mit keinem Gedanken hätte denken können, weil ein solcher zu fern ab von ihm lag. Sein Schwager, Professor Burleigh, ein sehr geachteter Gelehrter an der Universität in London, war plötzlich gestorben, und dessen Wittve hatte ihrem Bruder geschrieben, sie werde nach Celle übersiedeln, London sei ihr verleidet. Ihre einzige Tochter Arabella bleibe bei ihrer Freundin Lady Amalia Fitzclarence, bis diese Dame mit ihrem zum Gouverneur von Bombay ernannten Bräutigam, dem Viscount Falkland, abreisen werde, dann erst komme auch sie nach Celle. Alles das war genau so in Erfüllung gegangen, wie es verabredet worden, nur mit der Veränderung, daß Familienangelegenheiten des Viscounts Falkland seiner Verehelichung mit Lady Amalia noch einige Hindernisse in den Weg gestellt hatten und sie deshalb aufgeschoben werden mußte. Madame Burleigh's Tochter fand sich daher schon zu dieser Zeit in Celle ein, denn sie sollte das von ihrer Mutter begründete Pensionat übernehmen, die Mutter jedoch dem Bruder Direktor die Wirtschaft führen, was diesem sehr angenehm war.

Gretchen machte an diesem ersten Abend ihrer Anwesenheit bei Madame Burleigh die ihr Erstaunen erregende Bemerkung, daß zwischen Miß Arabella und Doktor Wolfgang ein recht vertrauliches Verhältnis herrsche. Sie müssen sich von früher her kennen, dachte sie bei sich, und sie hatte dabei gar nicht unrecht. Kurz vor dem Ausbruch zur Nachtruhe ergriff der junge Arzt ihre Hand und sie an eines der offenen Fenster führend, die den kühlenden Abendhauch eindringen ließen, flüsterte er ihr zu: „Gretchen, wie gefällt dir Miß Arabella?“

„O sehr, sie ist schön . . . und so freundlich, daß sie ganz gewiß auch recht gut von Herzen ist.“

„Das ist sie, ein Engel an Herzensgüte,“ bestätigte Wolfgang eifrig. „Willst du etwas ganz neues erfahren?“

„Warum nicht?“ entgegnete die kleine Dame. „Ich höre sehr gerne neues.“

„Miß Arabella wird . . . meine Frau. Für jetzt sind wir nur Verlobte . . . dein Vater und Madame Burleigh wissen es, und nun auch du.“

„Auch ich,“ sagte Gretchen ganz leise.

„Auch meine kleine liebe Maggy,“ sprach eine klangreiche Frauenstimme hinter ihr.

„Maggy? wer ist das?“ fragte die vorige, sich erstaunt umblidend, weil sie sich nicht entsann, jemand, der diesen Namen führe, im Zimmer gesehen zu haben.

„Du selbst bist's,“ sagte Miß Arabella lachend. „Maggy ist englisch und heißt im Deutschen Gretchen.“

„Ah, das ist hübsch,“ meinte die Kleine mitlachend. „Nun bin ich auf einmal englisch geworden . . . das ist lustig!“

Gretchen hatte noch ganz jene kindliche Heiterkeit in ihren Aeußerungen wie ehemals, welche sie so liebenswürdig machte, daß sie sich schnell Freunde erwarb. Ihre kleine aber zielriche Gestalt und deren leichte und anmutige Beweglichkeit harmonirten auf's vollkommenste mit ihrem herzlichen Wesen, so daß Miß Arabella, als sie sie in ihr Zimmer geführt und von ihr Gutenacht genommen hatte, zu Wolfgang leise sagte: „Ach, wie arm ist ihr Vater geworden, daß er dies liebe Kind entbehren muß! Sein Denken muß ein recht trauriges sein, nicht viel anders, als der Zustand eines fast ganz Erblindeten, der die Sonne nicht mehr leuchten sieht.“

Wolfgang wartete auf die Glockenschläge der ersten Stunde, um halb zwölf Uhr langte die nach Hildesheim durchgehende Post in Celle an und dann hieß es: „Rasch einsteigen!“ Miß Arabella hatte ihn zur Post begleitet, gefolgt von dem Hausdiener des Pensionats, welcher ihm seine wenigen Reiseutensilien trug. Ein Viertelstündchen später schmettete das Posthorn durch die stillen, nachtschlafenden Gassen.

9. Gute Tage im Buchthause.

Außerhalb der Stadt Celle erhebt sich ein umfangreicher, mit starker Mauer wohlverwahrter Häuserkomplex . . . das Buchthaus, welches eine bedeutende Menge Sträflinge einschließt. Die Wohnung des Direktors, Major von Grote, befand sich über dem großen Einfahrtstor, weshalb die Aussicht aus den Fenstern nicht nur das Gesamtbild der verkehrsreichen Stadt, sondern auch einen Teil ihrer nächsten Umgebung überschauen ließ.

Der Major saß in einem wohlgepolsterten auf einem Tritt am Fenster stehenden Großvaterstuhl, sein Gesicht mit einem bedeutenden Schnurrbart ausgestattet, zeigte den Ausdruck des Gewitterhaften, ein schwerer Grimm lastete auf dessen tief markirten Zügen. Sein Blick nach seinen von unterhalb der Kniee mit Bandagen bis zu den Füßen umwickelten, auf einem Tabouret liegenden Beinen, ließ leicht die Ursache seiner so sichtbaren Mißstimmung erkennen, er litt an wieder ausgebrochenen, ehemals schlecht geheilten Wunden, die ihm bedeutende Schmerzen verursachten und ihm sogar seine Lieblingsneigung, Tabak zu rauchen, verleideten, denn ihm zur Seite am Fenster stand unberührt seine lange wohlgestopfte Meerschampeife.

In der Tiefe des geräumigen Zimmers lehnte ein hagerer Mann in der Züchtlingsmontur, sein Haar war weiß geworden in der Gefangenschaft, sein auf die Brust niedergeneigtes Gesicht sah sehr kummervoll aus. Zwischen seinem Chef und ihm herrschte tiefes Schweigen. Dieser Züchtling schien von sehr trüben Gedanken übermeistert zu sein, er richtete keinen Blick in die Höhe, seine Augen hasteten am Fußboden; der Major dagegen warf ihm ärgerlich zornige Blicke zu und polterte dann plötzlich los: „Das hält der Teufel nicht aus! Meine Wunden brennen so höllisch, daß ich alles zusammenschmeißen möchte, und der Maulaffe da steht wie aus Holz geschnitzt. Er hat wohl nie Schmerzen gehabt?“

„O doch, aber im Herzen, Herr Direktor.“

„Major bin ich, komme er mir nicht mit dem Direktor, merke er sich das! Der Wellington kannte seine Offiziers, er wußte, wen und wofür er sie beförderte . . . verstanden? Allemal Major, hört er? Die Regierung hat's recht gut mit mir machen wollen und mich zum Kommandeur einer Schwefelbande ernannt. Das danke ihr der Satan.“ Er ließ eine Pause folgen, dann fragte er spöttisch: „Mir scheint, er wollte mir etwas antworten . . . he? Wäre doch neugierig, was das hätte sein sollen. Sage er's!“

„Herr Major,“ hob der weißhaarige Züchtling an . . . „ich folge Ihrer Aufforderung. Daß die Regierung Ihnen diese Stellung verlieh, war für Sie ein Glück, ein großes Glück, weil Sie in derselben ganz Ihrer Pflege leben können. Kann ein Kranker mehr wünschen? Nein. Nichts wird leichter vergessen als Verdienste. Der invalide und kranke Offizier macht diese traurige Erfahrung, er verschwindet aus dem Gedächtnis seiner Kameraden, er stirbt bei lebendem Leibe in ihrer Erinnerung und erst wenn er zu Grabe getragen wird, findet als Schlußkapitel seines Lebens eine lobende Anerkennung statt . . . der Staat ist froh, wenn er die Pensionäre los wird. Hier aber sind Sie Herr und im aktiven Staatsdienst . . . das ist etwas, Herr Major, das nicht zu unterschätzen ist. Ihre jetzige Stellung ist eine fortdauernde Anerkennung ihrer Verdienste.“

Nach kurzem Schweigen äußerte der invalide Held: „Hm, was er da sagt, klingt nicht dumm. Er ist in seiner Vorzeit wohl ein studiertes Tier gewesen?“

„Ich war Apoteker,“ lautete die Antwort.

„Apoteker? also Pflendbreher, Pflastererschmierer . . .?“ Der Major wollte sich eben einem Gelächter seiner rohen Spottjudt überlassen, als er plötzlich aufschrie: „Tausend millionen Teufel, das brennt wie höllisches Feuer! Ich halte das nicht aus! . . . Die Bandagen herunter! Reißer er sie ab . . . reißer er sie ab! Hört er? Den Oberstabsarzt, der mir diese verfluchten Umschläge verordnet, soll der Satan lotweise holen!“

(Fortsetzung folgt.)

Von Bergamo drang Garibaldi nach Brescia vor, wo sein Korps um 3000 Mann verstärkt wurde. Von jetzt an operirte er mehr in Verbindung mit der Hauptarmee; er suchte den Oesterreichern den Rückweg nach Tyrol abzuschneiden, was ihm indessen nicht gelang, da Urban immer noch überlegene Streitkräfte zur Verfügung hatte. Garibaldi fehlte es namentlich an Artillerie. Nach mehreren Gefechten, in denen die Alpenjäger ihre Tapferkeit glänzend bewiesen und in denen Garibaldi meistens Sieger blieb, endeten diese Kämpfe im Belstin, wo Garibaldi bis an's Stillfer Joch vorgedrungen war und so im Begriff stand, den Krieg über die lombardische Grenze hinüber zu spielen. Der österreichische Kriegsdampfer „Franz Joseph“ wurde auf dem Gardasee von Garibaldis Artillerie zerstört; ein Angriff auf den von Tyrolern verteidigten Engpaß am Stillfer Joch mißlang und der Waffenstillstand von Villafranca schloß am 11. Juni den Feldzug, als die Alpenjäger 8000 Mann stark geworden waren.

Die Schlachten von Magenta und Solferino hatten Oesterreichs Macht zertrümmert; die Lombardei ward an Viktor Emanuel abgetreten und die nationale Bewegung wurde so stark, daß auch in den kleinen österreichischen Vasallenstaaten Parma, Modena und Toscana sich die Regierungen nicht länger halten konnten; sie mußten abtreten und die Kleinstaaten bildeten zunächst eine Konföderation, um dann ganz an Sardinien mittels Plebiszits überzugehen*). Dadurch wurde die Abmachung von Villafranca, daß die italienischen Staaten zu einer Konföderation unter dem Vorsitz des Papstes zusammentreten sollten, hinfällig und die Berufung eines Kongresses scheiterte an der hochmütigen Zurückweisung des Papstes, der sich durch Napoleons Schutz stark fühlte. Napoleon aber trug Savoyen und Nizza, wo man mit bekannter Kunstfertigkeit ein Plebiszit in Szene setzte, als Beute nebst seiner „Gloire“ davon und Frankreich war wieder tonangebend geworden.

Aber der Stein war ins Rollen gekommen, die italienische Einheitsbewegung ließ sich nicht mehr aufhalten. Es gab in Italien einen Mann, der sich weder von Napoleon bebormunden und einschüchtern, noch von den andern Gegnern des Einheitsgedankens imponiren ließ, und dieser Mann hieß Garibaldi. Während Cavour, über die Friedensbestimmungen erbittert, zurücktrat, um erst nach einiger Zeit die Regierung wieder zu leiten, hatte für Garibaldi, den Mann der Kühn und nimmermüden Initiative, die eigentliche Aktion erst begonnen. Da Lamarmora an die Spitze der Regierung kam, dankte Garibaldi ab als piemontesischer General, trotzdem Viktor Emanuel und Lamarmora ihn zu halten sich bemühten. Er übernahm das Kommando der Armee der vereinigten mittelitalienischen Staaten, das er mit einer Proklamation antrat, in der folgende Stelle vorkam:

„Ich werde jeden Fäuliren lassen, der sich als Mazzinist, Republikaner, Sozialist, oder selbst Garibaldiner aufspielt. Ich will nur Soldaten und Italiener.“

Mit dem Fäuliren mochte es wohl seine guten Wege haben; die feltjame Stelle sollte den vielen Parteistreitigkeiten vorbeugen, welche die Disziplin lockerten.

Wohl im Einverständnis mit dem napoleonfreundlichen Ministerium Lamarmora verlangte der französische Kaiser, man möge einen Kongreß einberufen, um die alten Regierungen der mittelitalienischen Staaten wieder einzusetzen. Garibaldi reiste in dieser Angelegenheit zu Viktor Emanuel und stellte ihm vor, daß der

*) Ueber diese Angelegenheit spielte sich in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 12. Juni 1865 ein Dialog zwischen dem konservativen Abgeordneten von Blankenburg und Dr. Johann Jacoby ab. Wir setzen den interessanten Schluß des Dialogs hierher. Abg. von Blankenburg: „Ich werde dann auf die Macht- und Rechtstheorie des Herrn Dr. Jacoby eingehen, wenn er mir erst wird gesagt haben, was seine Meinung ist, ob die Vertreibung der Fürsten in Italien eine Macht- oder eine Rechtsfrage war.“

„Abg. Dr. Jacoby: Beides.“

(Große Heiterkeit.)

italienische Einheits- und Unabhängigkeitgedanke zu Boden getreten sei, wenn man den Vorschlag Napoleons acceptire. Viktor Emanuel sprach sich denn auch in diesem Sinne gegen Napoleon aus. Infolge verschiedener Intriguen legte Garibaldi sein Kommando in Mittelitalien nieder. Seine Vaterstadt Nizza wählte ihn in die Kammer zu Turin, und als Abgeordneter kämpfte Garibaldi mit äußerster Energie gegen die Abtretung von Nizza an Frankreich. Er bezeichnete dieselbe, als sie dennoch zu Stande kam, als einen Völkerhandel, worauf Cavour entgegnete, daß ohne diese Abmachung Piemont verloren gewesen sei. Cavour war praktisch, Garibaldi war gewissenhaft.

Indessen versäumte Garibaldi, der sich einer unermesslichen Popularität erfreute, bei keiner Gelegenheit seine Waffengefährten aufzufordern, sich bereit zu halten, die Aktion von neuem zu beginnen.

Zu diese Zeit fiel auch die Vermählung Garibaldis mit der Gräfin Raimondi, einer jungen, schönen, reichen Lombardin, deren Vater schon seit 1848 mit Garibaldi zusammen wirkte. Am Tage nach der Vermählung — nach einer anderen Version an demselben Tage — erschien ein Offizier, der Garibaldi über seine junge Gemahlin sehr kompromittirende Mittheilungen machte. Die Neuvermählten trennten sich sofort auf immer; die endgültige Scheidung der Ehe ist erst in den letzten Jahren erfolgt. Die Gräfin Raimondi hat die gegen sie erhobenen Anklagen als unwahr bezeichnet; indessen müssen für Garibaldi doch schwerwiegende Gründe vorhanden gewesen sein.

Auf Sizilien, der schönen Provinz des Königreichs Neapel, war zuerst die Einheitsbewegung wieder in Gestalt eines Aufstandes zu Tage getreten. Seit den Tagen des Königs Bomba war in Sizilien die Anhänglichkeit an die bourbonische Regierung auf ein Minimum geschwunden; in Neapel fühlte man dies sehr wohl und man behandelte deshalb die Aufständischen mit ungemeiner Grausamkeit. Man erschöß die Gefangenen, während die Insurgenten die gefangenen Soldaten aufhingen.

In Sardinien bestanden damals zwei Parteien, die der „liberalen Union“ mit Cavour, die der „bewaffneten Nation“ mit Garibaldi an der Spitze. Die letztere war natürlich für sofortige Aktion, die erstere für eine allmähliche. Garibaldi und die Seinigen hatten sich als Ziel die Beschaffung einer Million Gewehre gesetzt. Garibaldi, scheinbar allein mit dieser Agitation beschäftigt, befand sich auf Caprera, als dort eine Deputation erschien, bei der sich seine Freunde Bizio und Dr. Bertani, sowie Crispi, der spätere Minister, befanden. Sie forderten Garibaldi auf, den Sizilianern zu Hülfe zu kommen, und es wurde auf Caprera die Expedition nach Sizilien beschlossen.

Als man davon erfuhr, wendete sich die neapolitanische Regierung an Cavour mit dem Ersuchen, Garibaldi von seinem Plan abzuhalten. Cavour versprach, dies nöthigenfalls mit Gewalt zu thun und ließ dies Garibaldi erklären, indem er hinzufügte, daß er sich durch das ausgesprengte Gerücht, Garibaldi wolle nach Amerika gehen, nicht täuschen lasse. Garibaldi hatte zwar gehofft, die sardinische Regierung werde ihm nichts in den Weg legen und ihn im Geheimen unterstützen, aber die Haltung Cavour's konnte an seinem Entschlusse nichts ändern. Die sardinische Regierung benahm sich gegenüber der hochherzigen Kühnheit und Aufopferung Garibaldis nur kleinlich-egoistisch. Sie ließ ihn nach Sizilien segeln, die Volksstimmung fürchtend; hatte er Erfolg, so dachte sie ihn auszunützen, da sie Garibaldis Loyalität kannte; unterlag er, so gab sie ihn preis. Sie behielt sich überhaupt vor, je nach den Ereignissen Garibaldi als Freund oder als Feind zu behandeln, wie aus den Enthüllungen Lamarmoras unzweifelhaft hervorgeht.

Dadurch wird auch die oft wiederholte Behauptung hinfällig, Garibaldi habe die Geldmittel zu seiner sizilianischen Expedition von Cavour erhalten. Im Gegentheil machte die Beschaffung von Geldern zunächst große Schwierigkeiten. Garibaldi wollte die zur Beschaffung der Million Gewehre gesammelten Summen



Spink

WAGGERSHOFF

zu seinem Unternehmen verwendet wissen, allein die Kommission, die über das Geld zu verfügen hatte, wollte sich erst an die Regierung wenden, um die Zustimmung derselben einzuholen, was Garibaldi entrüstet ablehnte. Er äußerte schwer gekränkt, man wolle ihm das Leben verbittern und ihn vom Dienst des Vaterlandes abhalten.

Indessen eröffnete Dr. Bertani in Genua eine „Garibaldi-Kasse“, welche die massenhaft einströmenden Beiträge für Garibaldi's Unternehmen sammelte, und drei Banken zu Genua erklärten sich bereit, Garibaldi nach seiner Landung einen Kredit von einer Million zu eröffnen. So war auch die finanzielle Schwierigkeit gehoben.

Unterdessen hatten sich die alten Waffengenossen Garibaldis, die ihr Loos mit dem seinigen entschieden sehen wollten, in aller Stille in Genua versammelt, wo 20 000 Gewehre bereit lagen, die man mit den Subskriptionsgeldern angeschafft hatte. Die Regierung befahl diese Gewehre mit Beschlagnahme zu belegen, allein der Befehl war nicht auszuführen, und der Gouverneur von Genua sagte später, als man ihn deshalb rügen wollte: Hätte man die Truppen nicht in den Kasernen konfignirt, so hätte man sie nicht abhalten können, sich Garibaldi anzuschließen.

Nun fehlte es noch an Fahrzeugen, aber man wußte sich zu helfen. Zwei Dampfer von der Kubattino'schen Gesellschaft wurden einfach in Beschlag genommen, und Garibaldi richtete an die Direktion der Gesellschaft die Bitte, man möge ihm den Gewaltstreich verzeihen; seine Sache rechtfertige ihn und als Unterpfand sei der Ertrag der Subskription für die Million Gewehre vorhanden. Die Antwort der jedenfalls nicht wenig erstaunten Direktion hat der Verfasser dieser Biographie leider nicht zu Gesicht bekommen.

In einer Proklamation ermahnte Garibaldi die Soldaten des Königreichs Sardinien, ihre Fahne nicht zu verlassen; in einem Briefe an Viktor Emanuel sagte er, unter heftigen Ausfällen gegen die Minister, daß er den Aufruhr in Sizilien nicht angeht, aber da er im Namen der italienischen Einheit, deren Personifikation Viktor Emanuel sei, vor sich gegangen, dürfe man ihn nicht im Stiche lassen. „Wenn,“ heißt es in diesem wichtigen Briefe, „wir unser Ziel erreichen, wo werde ich stolz sein, die Krone Ew. Majestät mit diesem neuen und glänzenden Edelstein zu schmücken, vorausgesetzt, daß Ew. Majestät nicht dulden, daß Ihre Minister diese Provinz den Fremden wieder ebenso abtreten, wie sie mit meiner Vaterstadt getan haben.“

Am 6. Mai 1860 stachen die beiden Schiffe mit der etwa 1000 Mann starken Freischaar, den berühmten „Tausend von Marsala“ an Bord, in die See.

Man nahm unterwegs fünf kleine Kanonen an Bord und entrann glücklich den neapolitanischen Kreuzern; zuerst steuerte man nach der Regentenschaftsrippe an der afrikanischen Küste, wo man Lebensmittel einnahm und dann auf die Westküste von Sizilien zu, nachdem man die drei Geschwader, die Sizilien bewachten, gekäufelt hatte. Am 11. Mai bekam man die sizilianische Küste bei Marsala in Sicht. Den Morgen hatten die drei vor Marsala stationirten neapolitanischen Kriegsschiffe die Rhebe verlassen; im Augenblicke aber, als Garibaldis Schiffe landeten, kamen zwei davon zurück; zugleich geriet der größere von Garibaldis Dampfern auf den Grund, so daß die Mannschaft nur langsam auf Böten ausgeschifft werden konnte. Ein neapolitanischer Kriegsdampfer fuhr im kritischen Moment mit offenen Stülpforten heran, feuerte aber nicht, angeblich weil man vermutete, es befänden sich englische Truppen am Lande, da auch ein englisches Schiff in der Nähe hielt. Als sich die Neapolitaner überzeugten, daß keine englischen Truppen am Lande seien, begannen sie das Feuer; aber zu spät. Dieser veräurte Moment entschied über das Schicksal des Königreichs Neapel. Ein rasches Feuer hätte wahrscheinlich die Alpenjäger angerufen. So aber ließ Garibaldi die zwei Dampfer und die fünf Kanonen in den Händen des Feindes zurück und besetzte Marsala, während sich die Neapolitaner durch ein heftiges Bombardement auf die wehrlose Stadt rächten.

Die Landung Garibaldis brachte in Sizilien einen ungeheuren Eindruck hervor, der in ganz Europa nachhallte. Die sizilianischen Freischaaren vereinigten sich mit ihm und am 14. Mai übernahm er in Salemi „im Namen Viktor Emanuels, Königs von Italien“, die Diktatur auf Sizilien. Die neapolitanische Regierung machte die heftigsten Gegenanstrengungen. In Neapel, wo die Gährung infolge der Proklamationen Garibaldis stieg, versprach man eine liberale Verfassung. Auf Sizilien wurden dem General Lanza die Vollmachten eines königlichen Altregio übertragen und die Streitkräfte des Königreichs in Sizilien bedeutend verstärkt. Aber das alles half nichts; der mit 1000 Mann gelandete Garibaldi sollte ein Königreich mit 100 000 Soldaten niederwerfen.

Garibaldi marschirte sofort auf Palermo, aber nicht auf dem nächsten Wege. Bei Catalafimi schlug Garibaldi eine neapolitanische Abteilung von 3000 Mann, deren Ueberreste bis nach Palermo flohen. Dieser Sieg machte einen mächtigen Eindruck und führte dem Sieger viele neue Mannschaft zu. Während er nun gegen Palermo rückte, erklärte die Regierung zu Turin in ihrer offiziellen Zeitung, daß sie das Unternehmen Garibaldis mißbillige, daß sie aber, so wenig wie die Neapolitaner selbst, es habe verhindern können. Sie verbot die Geldsammlungen für Garibaldi, aber man setzte sie fort. Mailand allein gab 200 000 Lire, Como 50 000 u. s. w. Zu gleicher Zeit wurden die noch herbeiströmenden Freiwilligen aus allen Ländern mit englischen Pässen nach Sizilien geschickt.

Aus Palermo rückte Bosco mit 8000 Mann, meistens Schweizern und Baiern, um Garibaldi aus den Positionen, die er nach einigen Gefechten zunächst Palermo eingenommen, zu vertreiben. Garibaldi theilte seine Streitmacht; einen Teil derselben gab er unter den Befehl Orsinis, der sich nach Corleone, südlich von Palermo, zurückziehen und Bosco beschäftigen sollte. Garibaldi selbst rückte östlich ab gegen Misilmeri. Bosco, der glaubte, Garibaldi selbst weiche vor ihm zurück, ließ sich täuschen, und rückte Orsini hizzig nach. Er sandte auch einen Siegesbericht ein, der die Bewohner von Palermo verzweifeln machte, die schon seit dem 19. Mai die Feuer der Alpenjäger auf den unliegenden Höhen gesehen hatten.

Aber schon am nächsten Morgen sollte es anders kommen. Die Stadt Palermo war von etwa 25 000 Mann neapolitanischer Truppen besetzt und in dem Hafen lagen neapolitanische Kriegsschiffe, während man vom Fort Castellamare die ganze Stadt bombardiren konnte.

Mittels eines der kühnsten und geschicktesten Handstreichs aller Zeiten warf sich Garibaldi mit der Freischaar, die ihm gefolgt war, in die Stadt, ohne Furcht vor der ungeheuren Uebermacht der Neapolitaner. Er rechnete auf eine Erhebung der Einwohner von Palermo, und er verrecknete sich nicht. Wenn auch die sizilianischen Insurgenten, die sich Garibaldi angeschlossen, bei dem Angriff auf das Stadttor, wo Garibaldi einbrach, keine besondere Tapferkeit bewiesen, so gelang der Angriff doch. Ein gemeinlicher Schütze, welcher die Sizilianer ermutigen wollte, stellte drei Stühle auf die Straße, pflanzte eine Fahne darauf und setzte sich mitten im Feuer dazu; die Sizilianer hielten in der That nunmehr auch Stand.

Der kühne Angriff gelang, allein er kostete viel Blut, da die Sizilianer durch ihr Zurückweichen ihn aufgehalten hatten; dabei fiel der Oberst Luckery, ein Ungar, der am Freiheitskampf von 1848 teilgenommen hatte und dann in türkische Dienste getreten war; er galt als einer der besten Offiziere Garibaldis. In ungezügelter Bajonnetangriff drangen die Alpenjäger in die Stadt und warfen die Verteidiger des Tores nieder. Die Palermitaner hatten Garibaldi zugesichert, sie würden sich erheben, sobald er sich an den Thoren zeige. Sie hielten ihr Wort. Um fünf Uhr war Garibaldi eingedrungen, um sechs Uhr befand sich Palermo im Aufruhr. Die Sturmglocken dröhnten von den Thürmen und die Massen auf den Straßen erhoben den Ruf: Es lebe Garibaldi! Es lebe Sizilien! Es lebe Viktor Emanuel! „Niemals,“ versichert ein Augenzeuge, „hat man eine so einstimmige und so furchtbare Bewegung gesehen.“

Sofort übernahm Garibaldi die Oberleitung des Aufstandes und ein grauenvoller Kampf entspann sich. Die neapolitanischen Truppen wurden durch die plötzliche Erhebung dieser Stadt, die in ihrer Gemeinde schon damals nahezu 200 000 Einwohner zählte, von einander abgeschnitten, so daß eine einheitliche Operation nicht möglich war. Und während Garibaldi mit seinen Jägern und den aufgestandenen Palermitanern die Neapolitaner aus einem Stadtteil nach dem andern vertrieb, sahen sich diese aus den Häusern beschossen und bekämpft. Man begoß sie mit siedendem Wasser, warf Blumentöpfe und Ziegel auf sie und stürzte selbst Pianos auf sie herab. Jeder von Garibaldi eroberte Stadtteil wurde sofort verbarrikadiert. Am 27. Abends war General Lanza auf einen Teil der Stadt beschränkt. Von Mittag ab, hatte er, in getreuer Nachahmung des Königs Bomba, die Stadt aus dem Fort Castellamare und von den Kriegsschiffen aus bombardiren lassen. Man schoß glühende Kugeln und 13 zöllige Bomben. Die Flotte warf an diesem Tage etwa 80—90, das Fort über 300 Bomben. Ganze Straßen lagen in Trümmern oder in Asche, hunderte von Menschen, die sich gar nicht am Kampfe beteiligten, wurden getötet, ganze Familien verschwanden. Sämtliche fremde Konsuln protestirten gegen die barbarische Beschießung, worauf deren Festigkeit etwas nachließ. Am 28. Mai drang Garibaldi so heftig vor, daß viele Neapolitaner schon auf die Schiffe flüchteten; am 30. stand er im Begriff, den von Lanza mit 10 000 Mann besetzten königlichen Palast zu erstürmen, die Neapolitaner, denen es an Lebensmitteln fehlte, sahen ihre Niederlage voraus und begannen zu unterhandeln; Garibaldi willigte ein, auf einem englischen Schiffe mit Lanza eine Unterredung zu haben. Lanza, ein hochmütiger Soldat, wollte Garibaldi die Bedingungen diktiren, denn ihm, Lanza, der so viel Krieg geführt habe, könne man keine vor-schlagen, worauf Garibaldi mit ruhiger Ironie erwiderte, daß er, Garibaldi, noch nie Krieg geführt habe. Man konnte sich

nicht verständigen und schloß Waffenstillstand bis zum 31. Mai Abends. Lanza erhielt aus Neapel Befehl weiter zu kämpfen; er erbat sich von Garibaldi einen Aufschub von drei Tagen, der bewilligt wurde, und bewog inzwischen den König von Neapel durch eine Darstellung seiner verzweifelten Lage, ihm die Kapitulation zu gestatten. Lanza, im übrigen ein Hösling gewöhnlichen Schlages, erhielt freien Abzug mit Waffen, Gepäc und Munition; die Gefangenen gab man gegenseitig sämmtlich zurück. Am 13. Juni zog Lanza ab, am 19. war Palermo gänzlich von den Neapolitanern geräumt.

Dahin waren 1052 Italiener und 5 Ungarn unter ihrem kühnen Führer gelangt.

Garibaldi sorgte zunächst für Ordnung in dieser Stadt voll Siegesjubel, aber auch voll Blut, Leichen und Trümmer. Er bildete die Lokalbehörden neu, schuf eine Nationalgarde und bedrohte Mord, Plünderung und Diebstahl mit sofortigem Tode. Dem Zauber seines Namens gelang es, die Ordnung herzustellen; dagegen konnte man mit dem besten Willen die Menge nicht verhindern, an einigen der verhassten Sbirren Rache zu nehmen. Sodann nahm der neue Diktator eine Neueinteilung von Sizilien vor und verbot, noch ferner Steuern an die neapolitanische Regierung abzuliefern. Darauf wurde eine garibaldiinische Regierung gebildet und auf ganz Sizilien, soweit es nicht noch die Neapolitaner besetzt hielten, Aushebungen veranstaltet. Dr. Bertani in Genua sammelte unermüdet Geld und sandte 3000 Freiwillige auf einmal. In Sizilien entwickelten der Diktator und seine Regierung eine ungeheure Tätigkeit; außer der Neubildung des Heeres, der Anschaffung von Schiffen und der Bildung einer tüchtigen Feldartillerie wurde auch die ganze Civilverwaltung neu geregelt. Die Jesuiten wurden ohne Strupel sämmtlich von der Insel ausgewiesen und ihre Güter zum Staatsvermögen geschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

E d l e L i e b e .

Novelle.

(3. Fortsetzung.)

Da öffnete sich leise die Thür der Wohnstube. Der Obrist wandte sich.

Katharine in schwarzer Seidenrobe und hinter ihr Lizzi im einfach weißen Kleide mit einem Kranz von blauen Blumen in den blonden Haaren kamen, um ihm ihren Morgengruß zum Feste darzubringen.

Der Obrist dankte in herzlichen, milden Worten. Er küßte die Schwester und drückte auch auf Lizzi's Stirn einen Kuß.

„Wir haben noch eine Bitte, Bruder,“ begann Katharine mit bewegter, stockender Stimme.

„Ja, Herr Obrist,“ fuhr Lizzi fort, „wir haben eine herzliche Bitte, wir —“

„Nun, nun,“ erwiderte der Obrist lächelnd, „das muß ja ganz was Gloriofes sein, wenn zwei Frauenzimmer mit der Rede nicht fertig werden.“

„D, dann lassen wir es lieber ungesagt, Herr Obrist,“ bat Lizzi. „Sehen geht vor sagen, heißt es in meiner Heimat — kommen Sie mit uns, vertrauen Sie Sich einmal unserer Führung an, Sie, der ja sonst in allem Guten vorangeht und dem alle so gerne folgen.“

Sie hatte seine rechte Hand ergriffen. Katharine nahm seinen linken Arm. Der Obrist lächelte und ließ sich von ihnen fortziehen. Sie gingen mit ihm durch das Wohnzimmer in die Flur.

Die Flur war sonnenhell, mit grünen, duftigen Zweigen geschmückt, die Türen mit Blumenkränzen umwunden.

Der Obrist stutzte und hielt an und blickte fragend, verwundert um sich, wie im Traume. Aber Lizzi ließ ihm nicht Zeit sich zu besinnen, zu bedeuten.

Sie stieß rasch die Thür zu den Salons im Nebenhause auf. Der Obrist blieb auf der Schwelle stehen, geblendet von den hellen, warmen Sonnenstrahlen, welche die drei hinter einander in einer Reihe liegenden Salons erhellten, die ihm in dem blitzenden, farbenglühenden Komfort entgegenstrahlten. Er sagte kein Wort. Er ging langsam voran, seine Blicke, die sich anfangs verdüsterten, wurden heller, leuchtender. Im letzten Zimmer blieb er stehen und ergriff die Hände seiner Schwester, Lizzi's.

„So sollte es sein,“ sprach er leise mit gerührter Stimme, „so hatte ich es mir einst ausgedacht zu wohnen und mein Leben im Beisammensein mit meinem Jungen, meinem Harry, im Kreise einer glücklichen Familie zu beschließen. Es sollte nicht sein. Es ist vorbei, der Traum ist vorüber!“

Er setzte sich in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Katharine hatte neben ihm plazgenommen und sah stumm mit gefalteten Händen, mit nassen Augen in das Antlitz des geliebten Bruders.

Aber Lizzi war rasch an das Fenster getreten. Sie rollte den Vorhang auf und öffnete weit die Flügel des Fensters, das auf den Garten ging, auf die im goldenen Sonnenschein tauglänzenden zierlichen Blumenbeete und Rondeau's, auf die Bäume, deren Blüten sich bereits erschlossen und mit balsamischem Hauch die Luft durchwärmten.

Der Obrist richtete das Gesicht auf und seine Augen schlossen sich, wie geblendet von dem strahlenden Schimmer, der in das Zimmer drang und die reizende Gestalt Lizzi's, welche vom Fenster eben zurücktrat, wie mit himmlischem Glanz zu umleuchten schien.

Er ergriff ihre Hand und zog sie neben sich auf einen Sessel.

„Ich danke Ihnen, Miß Lizzi, ich danke dir, meine teure Schwester,“ sprach er mit ruhiger, freundlicher Stimme. „Ihr habt es beide gut mit mir gemeint, beide — und es kommt über mich, als könnte und müßte der heutige Festtag eine Auferstehungsfeier zu neuem Leben auch für mich bedeuten!“

Dann senkte er wieder den Kopf und sah nachdenklich zu Boden, während die beiden das Schweigen nicht zu unterbrechen wagten.

„Es ist ein Gedanke, ein Wunsch,“ fuhr er mit milder Stimme fort, „den ich seit kurzem hege, mit mir trage und den dieser feierliche Augenblick, den Ihr mir bereitet, zur Entscheidung bringen soll. Ich wüßte keinen, der sich besser dazu eignete. Miß Lizzi, sprach er, ihre Hand ergreifend, Sie haben mich kennen gelernt, wie ich war und bin, mit meinen guten und schlechten Seiten und Sie empfinden mit mir, was das Geschick mir angetan. Ich bin ein alter Mann, und doch nicht alt genug, auf alles zu verzichten, was das Menschenleben ziert und schmückt. Sie sehen mich vereinsamt, mürrisch, den Menschen fremd — aber etwas gibt es, das mich dem Leben wieder voll und ganz zurückgeben könnte, etwas, was mir freundlich winkt und eine neue Zukunft mir erschließt, und das ist — Ihre Hand!“

Er schwieg wieder eine Minute und fuhr dann fort:

„Ich achte mich und Sie zu hoch, um im Widerspruch mit meinen grauen Haaren in anderer Weise um Sie zu werben. Wenn aber die Hochachtung, welche ich für Sie empfinde, Ihnen die Gewähr zu geben vermag, an meiner Seite eine glückliche Zukunft zu hoffen, so weisen Sie meine Werbung nicht von sich. Ich habe auf Ihre Liebe keinen Anspruch, wohl aber rechne ich auf Vertrauen, Achtung und Zuneigung, wie sie genügen, das Glück zweier guten Menschen zu begründen. Ich dringe nicht in Sie, verlange nicht zur Stelle Ihre Entscheidung. Bedenken Sie, was Sie vom Leben zu erwarten haben ohne mich und was es Ihnen in Gemeinschaft mit mir verspricht. Ich werde Ihrer Entscheidung entgegen sehen und, mag sie ausfallen wie sie wolle, Ihnen meine Verehrung auch künftig nicht versagen.“

Damit erhob sich der Obrist ruhig, drückte einen Kuß auf Lizzi's Hand und verließ ruhigen Schrittes das Zimmer.

Katharine saß regungslos mit zu Boden geschlagenen Augen. Sie wagte nicht aufzusehen, Lizzi nicht anzublicken, und doch fühlte sie, wie diese starr, auf's tiefste bewegt behend neben ihr saß.

Da warf sich Lizzi mit einem erschütternden Schrei zu ihren Füßen und verbarg das Gesicht laut schluchzend in ihren Schoß.

„Kind, mein Kind,“ flüsterte Katharine, „fasse dich, sei ruhig, weine nicht, mein liebes teures Kind.“

„O, es ist aus — es ist alles aus!“ schrie Lizzi schmerzhaft, mit zuckenden Lippen. „O, einen Augenblick gab das Geschick mir Ruhe und Frieden, und jetzt ist alles — alles wieder aus!“

„Kind, sei ruhig, mein Bruder ist so gut —“

„Ich kann nicht, Katharine,“ rief sie schmerzhaft. „Du weißt nicht — o, niemand weiß es — o, zum Leiden bin ich bestimmt — verlassen, ohne Eltern, ohne Heimat und in fremdem Lande sucht mich das Glück nur, um mich zu vernichten! — O, Katharine, liebe Katharine, ich kann nicht! — Es weiß nur einer — aber du, du sollst auch mein Geheimnis —“

„Kind, ich will nichts wissen — ich darf nichts wissen, Lizzi. Es ist mein Bruder, der um dich geworben; es wäre zu schmerzhaft, wenn ich dir zureden müßte, ihn abzuweisen, und wieder dich nicht bitten dürfte seinen Wunsch zu erfüllen. O, du bist ja klug und verständig, Kind, überlege mit dir allein — komm, geh hinauf in dein Zimmer, komm, Gott jegne dich, er wird dir helfen, einen Entschluß zu fassen aber sage mir nichts, Kind, sage mir nichts, ich darf nichts wissen.“

Sie umfaßte die Knieende, hob sie empor an ihr Herz, trocknete ihr die Tränen und zog sie mit sich zum Zimmer hinaus und geleitete sie oben hinauf in ihr Stübchen.

Als Katharina herunterkam hatte sich der Obrist in sein Kabinet zurückgezogen. Später am Tage ging er aus, in dem Garten lange auf und ab, stand sinnend vor den Blumenbeeten und saß unter den blühenden Bäumen.

Von Lizzi hörte sie nichts. Das Essen schickte sie unberührt wieder herunter. Einmal gegen Abend schien es ihr, als hörte sie ihren leichten Schritt oben auf- und abgehen, das Fenster öffnen. Dann ward es wieder still. Sie gewann es nicht über sich, hinaufzugehen und nach dem armen Kind zu sehen. So kam der Abend und die Nacht und die blinkenden Sternlein kamen sachte am Himmel hervor und sahen freundlich, liebevoll auf die blühende Frühlingspracht herunter. — Katharine hatte sich endlich in ihr Schlafzimmer begeben und zu Bette gelegt. Sie lag zwischen träumen und wachen. Ihr gutes altes Herz war tief bekümmert und in Sorge. Da wurde die Tür zaghaft aufgeklinkt, Katharine horchte und läufte erschrocken die Gardinen des Himmelbetts ein wenig. Und auf ihr Bett zu wankte durch das Halbdunkel eine schattenhafte, schlanke Gestalt, schwankte zurück, hielt an, schwankte vorwärts und wie von innerster Bewegung gedrängt, wieder zurück. Katharine erkannte sie und fuhr behend aus dem Bett heraus und in den Morgenrock hinein, ergriff Lizzi am Arm und zog sie auf ihr Bett.

„Lischi!“ flüsterte sie mit einschmeichelnder Stimme.

Lizzi antwortete nicht, nur ein heftiges Zittern durchschauerte ihre Glieder.

„Lischi, was hast du nur? — Wachst du oder wandelst du im Schlafe?“

Aber Lizzi sprach nicht und verhüllte ihr Gesicht stumm mit beiden Händen und mit den blonden Haaren, die lose über Nacken und Busen fielen.

„Sprich doch, mein teures Kind, was hast du?“ rief Katharine ängstlich, da das Schluchzen, das Zittern wie ein erschütterndes Weh, einen namenlosen Schmerz verrieten. Kind, um's Himmelswillen sprich! Ängstige mich nicht, was ist dir begegnet? Was hast du?“

„Ich muß — muß,“ begann Lizzi, doch ein unaufhaltsamer Strom von Tränen erstickte ihre Stimme. Es schien, als ob sie vergehen müßte in einer erschütternden unsäglichem Trostlosigkeit.

Katharine umschlang sie von neuem mit beiden Armen und preßte ihren Mund, ihr Gesicht an die Halbbewußtlose.

„Lizzi, um deiner Eltern willen, um alles was dir heilig ist — sprich! Was mußt du?“

„Die Seinige sein,“ schluchzte Lizzi. Ein Zittern durchfuhr sie, ihr Köpfchen sank wie gebrochen auf ihren Busen.

„Die Seinige sein — meines Bruders sein?“ fragte Katharine, sich aufrichtend, mit freudestrahenden Blicken.

„Die Seinige sein,“ flüsterte Lizzi kaum hörbar, das Köpfchen erhebend und mit trüben, feuchten Augen Katharine anblickend, als ob sie wegen eines schweren Verbrechens Abbitte tun müßte.

„Aber, Kind, hast du überlegt, bist du fest, sicher deines Entschlusses? Was hat dich so umgestimmt, zu dem Entschlusse so schnell bewogen?“

„Ich muß und will die Seinige sein,“ wiederholte Lizzi.

„Ich muß und will vergessen, Katharine. O, es ist ja Torheit zu denken an das, was gewesen und vergangen und nimmermehr zurückkehrt. Ein Traum und eine Seligkeit — einmal gelebt und nun vergangen in Raum und Zeit — o ich muß und will vergessen, Katharine, ich muß und will! O, die Jugend vergeht und Liebe, Lust und Leben, und endlich, endlich — wird alles vergessen sein!“

„Ja, wir haben zu vergessen, Kind, wir leben, um zu vergessen — auch ich, auch ich — Heimat und Eltern, Freunde und Verwandte“ — sagte Katharine, traurig mit dem Kopfe nickend.

„Und ihn — ihn! Katharine!“ schrie Lizzi plötzlich auf, „ihn, den ich geliebt, und der mich geliebt einen kurzen Sonntag, und den ich verlassen mußte, weil das Geschick uns auseinanderriß — ihn will — ihn muß ich vergessen — ich will und muß! Allein, freudlos, im fremden Lande, jeder Verleumdung, jeder Unbill preisgegeben — und er reicht mir

die verehrte Hand freundlich entgegen — liebe Katharine, ich will!“

„Aber bedenke, Lizzi —“

„Nichts, nichts! Ich bin zu Ende, ich habe bedacht — ich will und muß! Aber nun schweige, Katharine, schweige, es wird alles gut werden — morgen, morgen! Laß mich heute nicht von dir, liebe, süße Katharine. Ich fürchte mich so sehr

oben in der finsternen Nacht, in der finstern Stube allein mit meinen Gedanken — laß' mich heut nicht mehr hinaufgehen, ich fürcht' mich vor mir selber, vor meinen bösen Gedanken fürcht' ich mich, daß sie mir nicht Böses einreden und mich bezwingen.“

„So bleibe bei mir, Kind. Komm, ich habe Platz für dich und mich.“
(Fortsetzung folgt.)

Gottsched, Göze, Lessing.

Ein Stück Kulturgeschichte.

(Schluß.)

Im dem Nachwort zur Herausgabe der Fragmente des Un- genannten weist Lessing darauf hin, daß es zum besten der Religion notwendig ist, alle Einwürfe wider das, was sie als Wahrheit ausgibt, frei und offen sagen zu lassen.

Der Theologe und der Christ überhaupt müsse doch von der Wahrheit seiner Religion überzeugt sein. Und wie könne er das anders, als wenn er alle möglichen Einwürfe kenne und ihre Haltlosigkeit nachzuweisen wisse.

„Aber ob er das weiß,“ fährt Lessing fort, „woher soll er selbst die Erfahrung haben, woher sollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt sein soll, alle Arten von Einwürfen frei und trocken herauszusagen? Es ist falsch, daß schon alle Einwürfe gesagt sind. Noch falscher ist es, daß sie alle schon beantwortet wären. Ein großer Teil wenigstens ist ebenso elend beantwortet als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spöttelei der einen Seite hat man nicht selten mit Stolz und Nasenrumpfen auf der andern erwidert. Man hat sich sehr beleidigt gefunden, wenn der eine Teil Religion und Aberglauben für eins genommen: aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügbarkeit mit dem, was die Vernunft sagt, für Nachsichtigkeit auszusprechen. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesläugner herabgewürdigt. So hat der eine und der andre seinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeschaffen, um ihn, wenn er ihn nicht besiegen kann, wenigstens vogelfrei erklären zu dürfen.“

„Wahrscheinlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so verteidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert. Mit alle den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, all' dem Ernste. Stürme auf einzelne Bastionen wagen und abschlagen, heißt weder belagern, noch entsetzen. Und gleichwohl ist bisher noch wenig mehr geschehen. Kein Feind hat noch die Feste ganz eingeschlossen; keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre gesammten Werke zugleich gewagt. Immer ist nur ein Außenwerk, und oft ein sehr unbeträchtliches, angegriffen, aber auch nicht selten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit verteidigt worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geschütz auf den einzigen

angegriffenen Ort zusammenzuführen; unbekümmert, ob indes ein anderer Feind an einem andren Orte den Wall übersteige oder nicht. Ich will sagen: ein einzelner Beweis ward oft, zum Nachteil aller andern, ja zu seinem eignen, überspannt; ein Nagel sollte alles halten und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf wurde oft so beantwortet, als ob er der einzige wäre und oft mit Dingen, die ihren eigenen Einwürfen noch sehr ausgesetzt waren. Noch ein unbesonnenes Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung preisgab und sich in ein anderes zog. Denn so hat man sich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, sondern verschüchtern lassen und wird nun bald genötigt sein, sich wieder in das erstverlassene zu werfen.“

Als den Mann, welcher die Religion mit Würde und Ernst, aber auch mit allen durch die menschliche Vernunft irgend gebotenen Mitteln bekämpft, bringt Lessing Reimarus auf den Plan.

„Der Ungenannte,“ sagt er in seiner ersten Antwort auf

die sofort beginnenden Angriffe, „hat nichts geringeres als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen.“

Und als der Mann, welcher solchem Angriffe gegenüber die christliche Religion mit allen von der menschlichen Vernunft gebotenen Mitteln — aber nur mit diesen! — verteidigt, tritt zunächst Lessing selbst auf.

Ein Verteidiger, der sich von vornherein sympathisch auf die Seite des Gegenstandes stellt, den er verteidigt, konnte Lessing nicht sein.

Was sich nicht als der menschlichen Vernunft gemäß erweisen möchte, das aufzugeben erklärte er ohne Umschweife für Pflicht, und wenn dieses Aufzugebende schier alles enthalten sollte, was bisher für das Wesentliche am Christentum gegolten hatte.

Am schlagendsten und glänzendsten beweist das die herrliche Vorrede zur Herausgabe seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“, in der er vom Verfasser in der dritten Person sprechend sagt:

„Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel gestellt, von



Mohammed. (Seite 624.)

welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eifertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so dünkte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er stehet und staunt!

Wenn er aus der unermesslichen Ferne, die ein sanftes Abendrot seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen.

Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jeden Orts einzig und allein entwickeln könne, und noch ferner entwickeln sollte, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen?"

Dieser großartige Gedanke enthüllt die Religion — die christliche genau wie jede andere — als den getreuen Abglanz der jeweiligen menschlichen Verstandsbeschränktheit, als einen Inbegriff von Irrthümern, deren sich Stück um Stück eine geistesfortschreitende Menschheit entledigen muß, nicht um jemals dafür das absolut Wahre einzutauschen, sondern mit fortschreitender Vernunft sich zu reineren und reineren Vorstellungen von Welt und Menschheit emporzurängen. Auf dem Gipfel solcher Erkenntnis steht Lessing eben so hoch erhaben über der kindlichen Glaubenswut des ortodoxen Christen wie über dem nicht minder kindlichen Haß gegen alles Religiöse, von dem sich die Fanatiker des Unglaubens auch gegenwärtig noch — die menschliche Vernunft nicht minder kompromittirend und dem Kulturfortschritt nicht minder hemmend als jene — so häufig besessen zeigen.

So lag es denn auch völlig im Wesen Lessing's, aus den christlichen Lehren das möglichst Vernünftigste zu entwickeln, sie zu durchgeistigen und mit der ganzen Fülle seiner Erkenntnis zu erleuchten.

Die Art, wie er die Lehre von der Erbsünde auffaßt und begriffen wissen möchte, wird das dartun.

Der § 74 der „Erziehung des Menschengeschlechts“ lautet: „Und die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sei, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?"

Damit ist die christliche Erbsünde auf einmal von den Schlacken des Wunderbaren und der Nebelhülle des Außernatürlichen befreit und tritt uns als eine Hypothese entgegen, welche die Wissenschaft auf ihre Haltbarkeit zu untersuchen hätte — und die im Lichte modernster naturwissenschaftlicher Anschauungsweise betrachtet fast als kaum noch eines Beweises bedürftig erscheint.

Die Erbsünde — das ist das Element des Tierischen im menschlichen Charakter, das ihm durch Jahrtausende der Kultur-entwicklung anhaftet und nur langsam, für oberflächliche und mit ihrem Urtheil leichtfertige Beobachter unbemerkt langsam, mehr und mehr abgestreift wird.

Scharfsinnige Leser werden fragen: Wenn Lessing die Lehren der christlichen Religion so auffaßt, was bleibt da vom Christentum als Religion überhaupt noch übrig?

Nun, für einen gläubigen Christen freilich herzlich wenig und in Wahrheit nichts, wozu der Vernunftmensch die Religion mit all' ihren Dogmen überhaupt braucht, dabei aber alles, was die Menschen nötig haben, um als Menschen edel und glücklich zu werden.

Nämlich das „Testament Johannis“:

Liebet euch untereinander.

Dieses, wenn es dereinst geschieht, wird sich als der feste Grund aller Moral erweisen.

Duldsamkeit und Gerechtigkeit, Freude an gemeinsamem Schaffen, Wirken und gegenseitigem Unterstützen und Fördern und das große Evangelium der Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt, — diese Keime alles Menschlich-Guten

und Menschlich-Großen sind geborgen in diesem „Evangelium Johannis.“

Liebet euch untereinander.

Und daneben mag denn getrost, was sonst an der christlichen und den andren Religionen ist, zu Schutt und Moder werden!

Daß die Pfaffheit ihr Christentum in Gefahr sah und ihr schwerstes Geschütz gegen den Ungenannten richtete und noch mehr gegen Lessing, der den Ungenannten an's Licht gezogen, — das läßt sich begreifen.

Bei einer Religion, deren oberster Gerichtshof die menschliche Vernunft und deren allein wesentlicher Inhalt die allgemeine Menschenliebe ist, sind Pfaffen selbst die überflüssigsten Möbel, ja sogar auf die Dauer garnicht möglich.

Es war also ein Kampf um die ganze Zukunft ihres Standes, den eine ganze Reihe von berufenen und nicht berufenen Dienern der Kirche nach der Veröffentlichung der Fragmente wider Lessing begann, eine Reihe, in der sich am meisten hervortat eben jener Johann Melchior Göze in Hamburg.

In den hamburger freiwilligen Beiträgen zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit schlug er los. Anfangs ging er ziemlich glimpflich mit Lessing um, auf einmal aber wandelte sich der gemäßigte Ton in grobe Schmähung und verleumderische Verhezung.

Lessing erwiderte Göze mit Mäßigung und Schonung. Zunächst gab er dem Hauptpastor eine Parabel zu bedenken, welche die ganze Geschichte der christlichen Religion andeutete. Er führte sie als einen Palast vor, dessen Bewohner — die Geistlichkeit der verschiedenen christlichen Bekenntnisse — eine Anzahl verschiedener mit unverständlichen Zeichen ausgestatteter Grundrisse des Palastes besitzen, über die sie miteinander streiten und die sie in ihrem Eifer, den Bau und die innere Einrichtung ihres Palastes kennen zu lernen, studiren, statt daß sie den Bau selbst kennen zu lernen sich bemüht hätten.

„Einmal,“ endet Lessing die Parabel, „als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt, als eingeschlummert war, — einmal um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer, Feuer in dem Palaste!“

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eigenen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palast kann dort nicht eigentlicher niederbrennen, als er hier stehet.

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermutlich brenne. „Sieh, Nachbar, hier brennt er, hier ist dem Feuer am besten beizukommen. — Oder vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier! — Was hätt' es für Not, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier! — Lösch ihn hier, wer da will. Ich lösche ihn hier nicht. — Und ich ihn hier nicht! — Und ich ihn hier nicht!“

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn wirklich auch abbrennen können, der Palast; wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.“

Aus diesem Tone des Gutzuredens zum Verständigsein ging aber Lessing sogleich in den feurigen Angriff über, als er sah, daß Göze den Kampf durchaus wolle und nicht den Vergleich.

Der Parabel und der ihr angefügten Bitte um Ehrlichkeit im Kampfe folgte das Absagungsschreiben, — eine echte und gerechte, wichtige Feindseligkeits- und Kriegserklärung.

Und nun ging der Tanz los, — soweit er den einen Kämpfen betrifft — die großartigste Fehde, welche je literarisch ausgefochten worden ist.

Göze hatte in zweien seiner Aufsätze über „Lessing's Schwächen“ erklärt, daß er nicht eher eingehen würde auf den Punkt, über welchen er mit Lessing streite, nämlich ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn

sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre, bevor Lessing eine bestimmte Erklärung gegeben haben würde, was er unter christlicher Religion verstehe.

Lessing, höchlich zufrieden damit, um die Beantwortung der Frage, was er von der christlichen Religion glaube, herum zu kommen, weist nun in unwiderleglicher Weise nach, daß die Bibel nicht die Quelle der Religion sein könne, weil nach Christi Tode vier ganze Jahrhunderte entwichen seien, ehe die Bibel zu höherer Geltung bei den Christen gelangt sei. Entweder seien also die Urchristen gar keine Christen gewesen oder die Bibel sei für die christliche Religion entbehrlich.

Nach diesem für die Bedeutung der Bibel und des von ihr überlieferten Christentums ausschlaggebenden Beweise, kehrt sich Lessing in den 11 Stücken des Antigöze gegen die Geislichkeit als Vertreter der christlichen Religion.

Auch davon wird eine kleine Probe unsern Lesern willkommen sein.

Im dritten „Antigöze“ vergleicht er die Angriffe gegen die Religion mit dem Sturmwinde und redet ihre Verteidiger also an:

„D ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felsichten Ufer zerschmettert! — D ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu tun, ihr hättet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu tun; um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergözung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Drangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bey eurem Zaune vorbey? oder nimmt die Bäden wenigstens weniger voll, sobald er an eurem Grenzsteinen anlangt?“

Im fünften „Antigöze“ bläst der Wind noch aus einer andern Tonart:

„D glückliche Zeiten, da die Geislichkeit noch alles in allem war — für uns dachte und für uns aß! — Wie gern brächte

euch der Herr Hauptpastor in Triumph wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen: — so mögen sie fühlen. Wiß und Landes- sprache sind die Mistbeete, in welchen der Saame der Rebellion so gern und so geschwind reiset. Heute ein Dichter: morgen ein Königsmörder. Element, Nabailac, Damians sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Barnasse gebildet.

Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Izt will ich nur, wenn es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Goeze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheint; und daß eben das die Klauen sind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können, sich so ärgert.“

Neben den 11 Antigözen gingen noch eine erhebliche Menge anderer größerer oder kleinerer religiöser Streitschriften einher, in deren jeder Lessing nicht nur mit aller erdenklichen theologischen, allen Theologen weit überlegenen Gelehrsamkeit, sondern mit der Summe alles Wissens seiner Zeit und mit einer Erkenntnis, die seiner Zeit weit vorausgeeilt war, die Diener des Wortes aus allen ihren Schlupfwinkeln aufstört und die christliche Religion aufweist in ihrem Wert und Unwert.

Faßt man ohne Scheu „vor den möglichen Folgen des Unglaubens“ und ohne Parteilichkeit für Christentum und Religion zusammen, was das Resultat von Lessings Kampfe wider die „Gözen“ war, so muß man bekennen, daß er den Anhängern der lutherischen Konfession das Fundament ihres Christentums — die Bibel — als für solchen Zweck unhaltbar erwiesen hat; ferner daß er allen Christen, die auf den Ehrentitel vernünftiger Menschen nicht Verzicht leisten, den Weg zu der Ueberzeugung gemiesen hat, daß jede Religion in allem was sie lehrt, nur Glauben verdient, wo sie ganz und gar mit der menschlichen Vernunft übereinstimmt, endlich daß er das — keineswegs ausschließlich christliche — Evangelium der allgemeinen Menschenliebe als das einzige erkannt und hervorgehoben hat, was bestehen wird für alle Zeiten von der christlichen, wie von aller Religion.

Bruno Geiser.

Tierbild: Fudel. (S. Bild Seite 617).

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;

Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

Dieses Götthe'sche Epigramm hat A. Schopenhauer in folgende Antitese variirt:

Wundern darf es mich nicht, daß manche die Hunde verleumdten;

Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund —

und zwar war es ein Fudel, der treue Lebensgefährte des misantropischen Pessimisten zu Frankfurt, dessen Tugenden diesen zu dem vorstehenden Distichon inspirirten. Und in der That ist es der Fudel, der unter den etlichen dreißig Hundarten, welche es gibt, an Intelligenz und Charakter, wenn man so sagen darf, ganz besonders hervorrage, so daß er von den Zoologen als der vollkommenste Hund bezeichnet wird. Kein Naturforscher hat das Lob des Fudels so meisterlich gesungen als Scheitlin. Was am Hunde Gescheites und Braves gerühmt wird, sagt er, bezieht sich vereint auf den Fudel. Von keinem Tiere können wir so oft sagen, daß ihm vom Menschen nichts mehr als die Sprache mangelt, von keinem Säugetiere haben wir so viele Darstellungen aller Abänderungen, von keinem so eine außerordentliche Menge von Erzählungen, die uns seinen Verstand, sein Gedächtniß, seine Erinnerungskraft, sein Schließungsvermögen, seine Einbildungskraft oder sonstigen sittliche Eigenschaften, als da sind: Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Wachsamkeit, Liebe zum Herrn, Geduld im Umgang mit Menschenkindern, Mut und Todeshaß gegen die Feinde seines Herrn u. s. f. lundtun sollen, deswegen kein Tier so oft als er dem Menschen als Muster vorgestellt wird. Wie viel wird uns von seiner Fähigkeit zu lernen erzählt. Er tanzt, er trommelt, er geht auf dem Seile, er steht Wache, er erstürmt und verteidigt Festungen, er schießt Pistolen los, er spielt Komödie, er dreht den Bratspieß, er zieht den Wagen, er kennt die Noten, die Zahlen, Karten, Buchstaben, er holt dem Menschen die Müze vom Kopfe, er bringt Pantoffeln und versucht Stiefel und Schuhe wie ein Knecht auszuziehen, er versteht die Augen- und Mienenprache und noch gar vieles andere, und die Zahl der Geschichten, die von seinem Scharfsinn, seiner Geschicklichkeit, seinem Mut, seiner treuen Hin-

gebung berichtet werden, ist Legion. Der Fudel ist unter allen Hunden am besten gebaut. Er hat die schönste Kopfsform, den wohlgebildeten Leib. Sein Geschmacksinn ist fein, sein Geruchssinn besonders merkwürdig. Gibt man ihm z. B. von einem verlorenen Kinde einen Schuh oder sonst etwas zu riechen, so kann er durch die Festhaltung des Eindrucks dieses Geruches das verlorene Kind von selbst finden. Sein Gehör ist vortrefflich, auch fühlt er fein, nur sein Gesicht ist zurückgeblieben. Der Ortsinn ist im Fudel ausgezeichnet und er kann daher leicht abgerichtet werden Brod beim Bäcker, Fleisch beim Metzger zu holen. Fast wunderbar ist sein Zeitsinn. Er merkt an den Tagen, daß der Sonntag kommt, er kennt, wie der hungrige Mensch, die Wochentage und die Schlachtstage im Schlachthause. Die Farben kennt er genau. Der Fudel ist auch darum der beliebteste Hund, weil er der gutmütigste ist. Von Kindern läßt er auf jede Weise sich necken, auf sich reiten, sich zupfen und zerren, ohne zu knurren, zu beißen oder ungeduldig zu werden. Er liebt die Freiheit ungemein. Kein Hund ist gern an der Kette, am wenigsten der Fudel. Er verzieht, sich davon auf alle Weise loszureißen, und erprobt darin seine Künste, Stride zu zerreißen und zu zerbeißen. Aus Schleien zieht er den Kopf; er kann fast wie ein Mensch jauchzen, wenn er losgefettet wird und vor Freude ganz unsinnig tun. Von seiner Erfindungsgabe, sich freizumachen, erzählt Siebel folgende Geschichte: „In einer der Hundesteuer unterworfenen Stadt fing der Abdecker, wie üblich, alle markellosen Hunde ein und steckte Groß und Klein, Alt und Jung, Schön und häßlich, in einen weiten Schuppen, wo sie ihr unverduldetes Unglück im lautesten Jammergeheul beklagten. Der verständige Fudel allein saß ruhig, in sein Schicksal ergeben, im Winkel des Gefängnisses und sah bald, auf welche Weise die Türe geöffnet wurde. Der Weg zur Freiheit war ihm damit gezeigt. Er ging flugs an die Türe, zog mit der Pfote den Drücker nieder, öffnete die Türe, und auf seinen Wink folgte die ganze Schar der Gefangenen. Im Sturmschritt und lärmend eilte sie, im Tore die Wache unter das Gewehr laufend, in die Stadt hinein, und jeder lehrte zu seinem Herrn vergnügt zurück.“

St.

Mohammed. (Illustration f. S. 621.) Mohammed oder Muhammed oder Muhamet bedeutet arabisch der Gepriesene; sein eigentlicher Name war Abul Kasem ben Abdallah. Geboren 571 zu Mekka in Arabien, aus dem angesehenen ismaelitischen Geschlechte der Koreischen stammend, machte er in seiner Jugend als Kaufmann Karavane-reisen in fremde Länder, wobei ihm der relative Vorzug der monotheistischen Religionen vor der grobgozendienerischen Religion der Araber klar wurde. Nachdem er durch seine Verheiratung mit der reichen Wittwe Chadija eine unabhängige Stellung erlangt hatte, zog er sich längere Zeit in die Einsamkeit zurück, wo er zum „Propheten“ reifte. Mohammed zählt zu den geschichtlichen Persönlichkeiten, bei denen man nicht weiß, wo die Schwärmelei und Selbsttäuschung aufhört und die Charlatanerie beginnt, zu jenen epochemachenden Menschen, deren Charakter eine seltsame Mischung von Begeisterung und Verschmiezelheit, Edelsinn und Ehrgeiz, Patriotismus und Selbstsucht, Genie und Beschränktheit bildet. Seine eigentliche Prophetie datirt von zwei Erscheinungen des Engels Gabriel, die er gehabt haben will. Auch seine epileptischen Anfälle, vom Aberglauben auf dämonische Befessenheit zurückgeführt, begünstigten bei ihm selbst und bei seinen Anhängern den Glauben, daß er mit Engeln im Verkehr stehe und höhere Eingebungen empfangen. In seinem 40. Jahre trat er mit der Lehre auf: „Es ist nur ein Gott und Mohammed sein Prophet,“ womit er den Gözen- und Götterdienst seiner Stammesgenossen verdrängte. Durch seine Verheißung eines Paradieses voll sinnlicher Freuden, wo schwarzzüngige Jungfrauen (Huri) den Frommen dienen werden, wußte er die Phantasie seiner Landsleute in hohem Grade zu entzünden und ihre Willenskraft zur höchsten Anstrengung anzuspornen, durch seine strengen asketischen Vorschriften ihr heißes Blut zu ruhigem Gleichmut abzukühlen, durch seine Lehre von einem unabänderlichen Verhängnis (Fatalismus) ihnen kalte Todesverachtung einzufößen, sowie endlich durch sein Gebot, daß dieser Glaube mit Feuer und Schwert unter allen Völkern ausgebreitet werden solle, seinem Volke die Welt Herrschaft zu verschaffen. Seine Lehre erhielt den Namen Islam, d. h. Hingebung. Außer seiner Gattin, seinem Freunde Abu-Bejr, seinem nachmaligen Eidam und Better Ali und einigen anderen Verwandten und Freunden glaubte anfangs niemand an seine Sendung; ja ein drohender Aufruhr nötigte seine Anhänger zur Auswanderung nach Abyssinien, und er selbst war endlich genötigt, sich mehreren Mordanschlägen durch die Flucht von Mekka nach Medina zu entziehen. Mit dieser Flucht, Hegira (lies Hedjra), die in der Folge auf den 16. Juli des Jahres 622 unserer Zeitrechnung gesetzt ward, beginnt die Ära der Mohammedaner oder Moslem (Müslimänner). Nachdem Mohammed in Medina seine zerstreuten Anhänger gesammelt und gemehrt hatte, machte er Streifzüge gegen Heiden und Juden, und nach mehreren glücklichen Gefechten zog er gegen die Koreischen, eroberte Mekka und machte es zur heiligen Stadt für alle Belenner des Islam, dem nun die meisten arabischen Stämme zufielen. Schon hatte er den Plan gefaßt, den „heiligen Krieg“ auch in fremde Länder zu tragen, als er 632 starb, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Sein Grab in Medina blieb fortan, neben Mekka, seiner Geburtsstadt, ein heiliger Wallfahrtsort. — Mohammed war mildbütig, von einfacher Lebensweise und nicht ohne häusliche Tugenden. Besonders war er aber der Frauenliebe ergeben und auch seinen Anhängern gewährte er in diesem Punkt einen weiten Spielraum. Dafür verbot er ihnen den Wein; indes hat man schon behauptet, er habe seinen Gläubigen den Wein nur deshalb verboten, damit er ihnen desto besser schmecken möge. Zu seinem Nachfolger wurde der alte, kräftige Abu-Bejr gewählt, der als Kalife, d. h. Stellvertreter des Propheten, die religiöse und politische Gewalt in seiner Person vereinigte. Die freie, altarabische Stammverfassung ward durch die neue Religion umgewandelt zunächst in einen patriarchalischen Militärstaat, dann in eine unumschränkte teokratische Monarchie. Mit der Welteroberung kam die Umwandlung des geschlossenen arabischen Charakters in den kosmopolitisch-islamitischen. Abu-Bejr war es auch, der den Koran besorgte, die Bibel der Moslem. Denn dieser ist keineswegs von Mohammed selbst geschrieben, noch weniger vom Himmel gefallen, wie fromme Moslem glauben, sondern dessen einzelne Stücke wurden erst nach des Propheten Tod in ein ganzes vereinigt, indem der Kalif Abu-Bejr alles, was von Mohammed's Offenbarungen auf Pergament, Palmblättern, Knochen, Steinen und anderen rohen Schreibmaterialien einzeln unter den Moslem zerstreut aufzufinden war, sammelte und in seinem frommen Glauben ohne alle Kritik (wie bei der Redaktion der Bibel) abschreiben und in ein Buch zusammenstellen ließ. Eine zweite Redaktion des Koran ließ der Kalif Othman besorgen, wobei womöglich noch kopfloser verfahren wurde. Ueber den außerordentlichen Einfluß, welchen der Koran auf die Literatur der Mohammedaner geübt hat, ist man einig, weit weniger aber über seinen Wert. Hammer z. B. urteilt über denselben: „Nur der höchste Zauber der Sprache konnte das Wort des Sohnes Abdalla's stempeln als Gotteswort.“ Auch Goethe findet den

Stil des Korans „streng, groß, furchtbar, stellenweis wahrhaft erhaben. So treibt ein Keil den andern und darf sich über die große Wirksamkeit des Buches niemand wundern. Deshalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerschaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde.“ Indessen gibt es gute Köpfe unter den Arabern, welche behaupten, Mohammed habe ihre Sprache und Literatur verdorben, so daß sie sich niemals wieder erholen werde. Sehr hart urteilt über den Koran der Philosoph Schopenhauer in seiner Abhandlung über das von ihm sogenannte „metaphysische Bedürfnis“ der Menschen. Er sagt: „Tempel und Kirchen, Pagoden und Moscheen, in allen Ländern, aus allen Zeiten, in Pracht und Größe, zeugen vom metaphysischen Bedürfnis des Menschen, welches, stark und unvertilgbar, dem physischen auf dem Fuße folgt. Freilich könnte, wer satirisch gelaunt ist, hinzufügen, daß dasselbe ein bescheidener Wunsch sei, der mit geringer Kost vorlieb nehme. An plumpen Fabeln und abgeschmackten Märchen läßt es sich bisweilen genügen: wenn nur früh eingepägt, sind sie ihm hinlängliche Auslegungen seines Daseins und Stützen seiner Moralität. Man betrachte z. B. den Koran: dieses schlechte Buch war hinreichend, eine Weltreligion zu begründen, das metaphysische Bedürfnis zahlloser millionen Menschen seit 1200 Jahren zu befriedigen, die Grundlage ihrer Moral und einer bedeutenden Verachtung des Todes zu werden, wie auch zu blutigen Kriegen und ausgedehnten Eroberungen sie zu begeistern. Wir finden in ihm die traurigste und erbärmlichste Gestalt des Teismus. Viel mag durch die Uebersetzungen verloren gehen; aber ich habe keinen einzigen wertvollen Gedanken darin entdecken können.“ St.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Einfluß der Haustiere auf den Menschen. Jedermann weiß, daß wir die Rassen der Tiere veredelt haben, die wir zu unseren Haustieren machten. Vielen gilt ein dressirter Pudel für den schönsten Beweis vom Sieg der menschlichen Intelligenz. Sehr wenige aber von denen, die einen edlen Leonberger oder Bernhardiner zum Schemel ihrer Füße machen, bedenken, daß der tägliche Umgang mit einem Tier, von dem man wohl sagt, daß es uns lieb und teuer wie ein Freund wird, einen großen Einfluß auf sie ausüben würde. Zum Erfolge einer Dressur gehört unbedingt Gehorsam, Unterordnung unter allen Umständen und die Fähigkeit, jeden Ausbruch herrlicher Laune und Willkür ohne Murren zu ertragen. Wie kann ich aber den meinen Freund nennen, dessen Hauptstärke darin besteht, meine üble Laune als selbstverständlich hinzunehmen und sich, wie ich will, behandeln zu lassen? Neben der Treue, der Verlässlichkeit, der Anhänglichkeit des Hundes, ist sein kriechendes, unterwürdiges Wesen, das Schwelwedeln und Speichellecken, das Apportiren ein Hauptreiz für den homo sapiens, mit dem Tier sich abzugeben. Es ist deshalb eine oft erwiesene Tatsache, daß Vorliebe für Haustiere, namentlich Hunde, die bis zur Nartheit steigt, Hand in Hand mit Hartherzigkeit und Roheit gegen die Mitmenschen geht, und der alte verbitterte Junggeselle, der alle Welt haßt und seinen Hund als einzigen Freund heute tajoirt und morgen malträtiert, und die alte verbissene Jungfer, bei der der fette Mops auf dem Seidendamast ruht, während sie für Werke der Mildbütigkeit keinen Sinn und keinen Groschen übrigen hat, sind tägliche Erscheinungen. Es gehört schon ein hoher Grad von Intelligenz und ein edler Charakter dazu, um im Umgang mit dem Tier im wahren Sinn der Herr derselben zu bleiben und nicht sein Sklave und der der eignen niederen, tierischen Natur zu werden. Nur im ersten Fall ist das Haustier der Freund des Menschen, wie eben nur der einen Freund im Leben hat, der ihn verdient. Nur zu viele sind freilich nicht einmal die Freundschaft eines Tieres wert, geschweige die eines Menschen. E. M. G.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlingen. D. B. Sie wünschen ein Geschichtswerk. Was für eines? Allgemeine Weltgeschichte? Neuere Geschichte? Deutsche Geschichte? Das müssen Sie uns angeben, wenn wir Ihnen erspriechlichen Rat geben sollen. Desgleichen ist es gut, wenn bei derartigen Anfragen stets angegeben wird, wie viel der Anfragende höchstens für das betreffende Schriftwerk zu zahlen gewillt ist. — 2. Das berühmte Werk von Louis Blanc ist in deutscher Uebersetzung zu haben. 3. Die „Neue Welt“ in Be-schlag zu nehmen ist niemand berechtigt. Reklamieren Sie.

Ottens. Habitarbeiter Sch. Treiben Sie die Befcheidenheit nur nicht soweit, sich im Vorwärtsreden fügen zu lassen. Es wäre zu bedauern, wenn ein Mensch, der sich einer nicht unbedeutenden Befähigung erfreut, sich nicht zu einer tüchtigen Selbstentwicklung empörte.

London. R. Brief erhalten. Ausführliche Antwort bald.

Frankfurt a. M. R. S. Ihre Einlegung gelangt demnächst zur Prüfung.

Dresden. Schneidergeselle Z. Die Meinung, durch einen Panama-Kanal könne die Richtung des Golfstroms und dadurch das Klima Europas beeinflusst werden, ist als Irrtum erwiesen. Der Golfstrom ist viel zu mächtig, um sich durch eine verhältnismäßig winzige Wasserlinie, wie Sie auch der größte Kanal darstellt, von seiner Bahn ablenken zu lassen.

Mosna. Fein mit dem Vollbart. Bezüglich der Charade müssen wir Ihnen allerdings beschließen! zurufen. Ründen Sie also dem Dinge noch einmal mit dem Aufgebot Ihres ganzen Scharfannes zu Leibe.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fortf.) — Josef Garibaldi. (Fortf.) — Edle Liebe. Novelle. (Fortf.) — Gottsched, Göze, Lessing. Ein Stück Kulturgeschichte. (Schluß.) — Pud. (Mit Illustration.) — Mohammed. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Einfluß der Haustiere auf den Menschen. — Redaktions-Korrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigsstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von J. F. W. Diez in Stuttgart.